

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

12]

Roman von C. Wiebig.

Die sich und ihre Mitschwester ausziehen bis aufs Intimste und rufen: „Seht, so sind wir!“ — die sind etelhaft!

Die ihre Weiblichkeit in Hosens verdecken: „Laßt uns den Männern gleich sein!“ — die verdienen Prügel!

Ehrlich, ehrlich, Fräulein Reinharz!“ Er hatte sich heiß und rot geredet. „Seien Sie immer ehrlich, und auf das, was die Leute sagen, das Publikum, die Kritik, na, da —“ er ließ einen langgezogenen Pfiff aus — „da pfeifen Sie eben! Ich hoffe doch, Sie können pfeifen, Fräulein Reinharz?“ Er sah sie unter zusammengezogenen Augenbrauen, plötzlich ernst geworden, an.

„O famos!“ Sie spitzte die Lippen: „Ich kann pfeifen wie ein Schäferknecht!“

Und nun lächelte Elisabeth wieder, voll von einer glückseligen, kindlich frohen, übermütigen Stimmung. Woran konnte es ihr fehlen? So viel Glück auf einen Tag! Ein wonniger, zitternder Atemzug hob ihr die Brust.

Als sie in ihr Haus trat, lag die Straße getaucht in Mittagsglut, ein goldener Traum. Drüben am Fenster sang laut ein Vogel, schmetternd und jauchzend; es klang wie eine Siegesfanfare. Und Rosen blühten im Vorgärtchen, volle, rote, starkduftende Rosen.

V.

Das Sommerfest des „Neuen Frauenwohl“ bei Kroll ging zu Ende.

Die Damen des Komitees befanden sich noch in der Künstlergarderobe. Eine jede von ihnen konnte lorbeergeröntzt heimgehen, das Fest war glänzend gelungen, zwei Prinzessinnen hatten es mit ihrer Gegenwart beehrt. Die Einnahme war eine über Erwarten große.

Das Publikum hatte sich um die Vilets gerissen. In alle Kreise waren sie gedrungen, in die höchsten und gebildetsten, wie in die einfachsten. Jedem war es interessant, so viel hervorragende Persönlichkeiten auf einmal zu sehen. Dazu kam das schöne Wetter, der lauschige Garten — und nicht zuletzt der gute Zweck. Man zeigte einander die Beirühmtheiten.

„Da is er,“ hatte eine dicke Metzgerfrau mit breitem Ringe am Finger ihrem Gatten zugeflüstert. Und dann lauter, so laut, daß die Umgebung davon profitieren konnte: „Weißte noch, Emil, wie der Eisenlohr bei uns in'n Hinterhaus jehohut hat, in die Alte Jakob-Straße, und die Wurst nich bezahlen konnte? Nu is er groß man! die Schriftsteller. Ja lasse Frißen auch schriftstellern.“ Sie nickte befriedigt. „Ja habe ihm wiederjesehen. Die drei Märker waren nich rausjegeschmissen!“

Eisenlohr war der Stern des Abends. Das deutsche Volk liebt seine Dichter und ehrt sie, das zeigte die Popularität, deren Eisenlohr sich in allen Gesellschaftskreisen erfreute. Von höchster Stelle herab wurde er ausgezeichnet, im Salon vergöttert; sein alljährlicher Band prangte auf dem Weihnachtsstisch der guten Bürgerstöchter.

Auch heute, — die begeisterungsprühenden Verse der Eisenlohr'schen Dichtung waren kaum verklungen, Fräulein Maschta hatte die letzten Worte noch nicht ausgesprochen, — brach der Beifall los. Ein nicht endemvollender Applaus. „Der Dichter! Der Dichter! Eisenlohr!“

Als er vortrat, neuer, stärkerer Beifall. Aber als aus der Volkendekoration im Hintergrund ein Engel hervorschwabte, den „Sänger des Wahren und Edlen“, den „Dichter der Frauen“ zum Dank mit dem Rosenkranz krönte, brauste ein Sturm los, ein Orkan, wie er den Kroll'schen Saal kaum je erfüllt. Man drängte vorwärts, der Bühne zu, stürmte in's Orchester zwischen die Musikinstrumente, riß Stühle um — „Bravo! Bravo!“ Man klatschte, man jubelte, man schrie.

Nicht genug, daß Eisenlohr an der Hand seines Engels sich immer wieder verneigte, man wollte das ganze Komitee haben. Und sie kamen alle. Keiner schien zu wollen, jeder

mußte aus seiner Bescheidenheit mit Gewalt hervorgezogen werden. Die Bühne füllte sich mit einem Gewimmel bunter Gestalten, die sich verneigten, lächelten und wieder verneigten.

„Gott sei Dank, daß das so glücklich abgelaufen ist,“ sagte Frau Leonore Mannhardt in der Garderobe mit einem leichten Seufzer. Sie war müde. Ihr Mann hing ihr eben das seidene Mäntelchen um und packte sie ein wie eine Kostbarkeit. „Elisabeth, Du sahst entzückend aus!“ wandte sie sich an das junge Mädchen, das schlank und groß am Tisch lehnte.

Elisabeth lächelte verträumt. Ja, es war ein herrlicher, ein wunderbarer Abend gewesen! Sie war wie berauscht. Da auf dem Tisch lagen ihre Flügel, aber — mit einem glänzenden Blick sah sie an sich herunter — sie trug noch das weiße Kleid des Engels. Auf ihrem Haar fühlte sie den Lilienkranz, den weißen Nektar entströmte süßer, sommerlicher Duft. Alle, alle waren freundlich gegen sie gewesen; Leonore hatte sie mit Liebkosungen überschüttet, Minde Rosen sie ihre Freundin genannt, Mia Widmann sie er sucht, dem Verein beizutreten, die Starznosta hatte enthusiastisch von der Freude gesprochen, sie kennen zu lernen, Die Maschta hatte ihr geraten, ein Stück zu schreiben, dadurch werde man gleich berühmt, besonders wenn sie, die Maschta, die Hauptrolle darin spiele. Der große Dichter hatte sie an seinem Arm durch den Saal geführt, hunderte von Augen blickten sie bewundernd an. Viele drängten sich heran und ließen sich ihr vorstellen. Herr Eugen Goedeke, der die Vorstellung besorgte — er folgte Eisenlohr wie ein Schatten — verfehlt nie zu sagen: „Ein vielversprechendes, ein grandioses Talent! Das Buch von Fräulein Reinharz erscheint demnächst bei Maier, das müssen Sie lesen! Ich sage Ihnen, großartig, einfach stupend!“

Und Eisenlohr, der ihren Arm leise an sich drückte, flüsterte: „Kommen Sie zu mir, ich werde Ihnen gern behilflich sein. Es giebt für mich nichts Schöneres, als jungen Kollegen die Laufbahn zu erleichtern.“

Wie gut sie alle waren! Elisabeth fühlte einen Strom warmer Dankbarkeit durch ihr Herz rinnen. Sie hätte die Arme ausbreiten, die ganze Welt an die Brust drücken mögen. Eine unbeschreibliche Hoffnungslosigkeit verklärte ihr Gesicht, ihre ganze Gestalt. Sie slog wirklich.

Goedeke schleppte ein paar Redacteurs heran. Sie hatten von dem großen Talent der jungen Dame gehört und baten um Beiträge. Goedeke war wirklich rührend in seinen Bemühungen; Elisabeth hatte ihm längst verziehen, daß er sie damals nicht zum Vorlesen aufgefördert. Er hatte es augenscheinlich ganz vergessen, mit keiner Silbe rührte er mehr daran.

Doktor Volten streifte sie im Vorbeigehen; er hob scherzhaft drohend den Finger: „Wie lange soll ich noch auf meine Humoreske warten? Denken Sie daran! Vergessen Sie ja nicht!“

„Ganz Berlin sieht auf Dich!“ tuschelte ihr Frau Leonore ins Ohr. Und Mannhardt lächelte: „Meine Frau hat wieder einmal recht gehabt. Vorle, Du hast Fräulein Reinharz entdeckt! Ja, meine Frau hat einen genialen Scharfblick. Vorle, nachher werden wir Dich erst absehen, und dann bringe ich Deine Freundin nach Hause!“

„Nein, nein, danke, bemühen Sie sich nicht!“ hatte Elisabeth rasch gesagt. „Ich werde schon nach Hause gebracht.“ Sie wäre um keinen Preis mit Mannhardt allein gefahren, er setzte sie immer in Verlegenheit. Während er seine Frau die verehrungsvollsten Schmeicheleien sagte, ruhte sein Auge immer mit einem so sonderbaren Ausdruck auf ihrem Gesicht. Es war ihr peinlich.

„Weißt Du, Vorle“, hatte er neulich gesagt, als das junge Mädchen den Abend allein bei dem Ehepaar verbrachte, „Fräulein Reinharz hat sich schon viel von Deiner lebenswürdigen Unterhaltungsgabe angeeignet, und dieses Lächeln —“ er strich dem Mädchen mit dem spigen Finger um Wange und Kinn — „ganz Dein Lächeln!“

„Schmeichler!“ hatte Leonore scherzend erwidert und ihn auf die Finger geklopft. Und dann wendete sie sich zu Elisabeth: „Ich wünsche Dir einen Mann, liebes Herz, dem meinen ähnlich. Nur an der Seite eines so feinfühligsten Gatten kann eine Frau glücklich sein!“

„Du Schmeichlerin!“ Mannhardt hatte lächelnd den Kopf geschüttelt. „Du machst glücklich!“

„Nein, Du!“ Sie umarmten sich. —
Kistemachers waren auch auf dem Fest. Es wäre das natürlichste für Elisabeth gewesen, mit ihnen nach Hause zu gehen.

Frau Julie hatte sich, eigens um das junge Mädchen zu chaperonnieren, ein neues Kleid machen lassen: grün und rosa breitgestreifte Seide mit vielen Spitzen daran. Herr Kistemaker war im Frack; die übrigen Herren waren zwanglos im Straßenanzug erschienen. Er ging sehr stolz durch die Menge, das Ordensbändchen irgend eines kleinen Fürstentums im Knopfloch.

Frau Kistemaker war sehr aufgeregt, bis Elisabeth auftrat; sie folgte dem bis dahin Gebotenen nur mit geteilter Aufmerksamkeit. Unruhig rutschte sie auf ihrem Stuhl hin und her, reckte den Hals und spähte. Als der Engel endlich erschien, mit leuchtendem Gesicht, mit schneeigem Hals und rundem Arm, so heiter, so lieblich, sprang sie vom Sitz auf: „Da ist sie!“

„Wo! Ihre Tochter oder Ihre Schwester?“ fragte eine neugierige Nachbarin.

Frau Julie nickte; sie war ganz verwirrt. „Das nicht“, mischte sich Herr Kistemaker ein, „nur eine Freundin, aber eine uns sehr nahestehende.“

„Mein Mann hat sie entdeckt!“ sprach Frau Julie in erregtem Flüsterton hinter der vorgehaltenen Hand, man hörte es aber zwei Reihen weit. „Sie ist eine ganz bedeutende Schriftstellerin. Mein Gott, wie alle Leute Matschen!“ Sie wischte sich die Thränen der Rührung ab. „Man freut sich doch, wenn man jemanden so weit gebracht hat!“

Als das Publikum nach der Bühne drängte, waren Kistemachers die Vordersten der Vorderen. Sie wagten ein Leises: „Hst, Elisabeth!“, ein Nicken und ein Augenzwinkern.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Waldfischjagd.

Die Reize des hohen Nordens, die landschaftlichen Schönheiten, die sich dort ergeben, wo sich das hohe Gebirge in steilem Abfalle in Hunderten von tief eingeschnittenen Fjorden mit dem ewig bewegten Weltmeer vermählt, locken alljährlich viele Tausend Reisende in das Land der Mitternachtsonne, in das nördliche Norwegen. Der Tourist, der dort über Tromsø zur äußersten Landmarke Europas, dem Nordkap, und weiter darüber hinaus bis zu dem am Baranger Fjord gelegenen Vadsø oder gar gegen Archangel zu fährt, befindet sich auf den Jagdgründen des Waldfischfanges, und selten veräumen es die Vergnügungsdampfer, die eine oder andere der sich in langer Reihe an den Küsten hinziehenden Fangstationen anzulaufen. Es ist ein an Aufregungen reiches Schauspiel, das keiner je vergessen wird, der demselben beigewohnt hat.

Die Waldfischjagd in den genannten Gegenden hat sich zu einem regelrechten Großbetrieb ausgebildet. Jede Fangstation verfügt über ein Fabrikgebäude samt Nebengebäuden und über eine oder mehrere kleine Dampfer, welche selten über 20 Meter Länge haben, außerordentlich breit sind und sich weniger durch ihre höchstens bis zu 10 Knoten betragende Geschwindigkeit, als durch geräuschloses Fahren und große Steuerfähigkeit auszeichnen. Die meisten Fangdampfer sind schwarz angestrichen und mit einem oder zwei Masten montiert, welche ein Faß oder einen Korb aus Rohrgeflecht tragen, in dem sich ein Mann auf Ausguck befindet. Das Verdeck ragt nur wenige Fuß über das Wasser empor und trägt am Bugspriet, der nicht spitz, sondern abgerundet ist, auf einer Plattform die Harpunenanone. Diese ist ein auf einer festen Lafette ruhendes kurzes Rohr, welches leicht nach allen Seiten und nach unten und oben verstellbar ist und zuerst die Pulververladung und sodann die etwa 1 1/2 Meter lange Harpune aufnimmt. Nur der rückwärtige Teil der eisernen Harpune, welcher genau cylindrisch den inneren Dimensionen des Rohres angepaßt ist, befindet sich in dem letzteren. Das Mittelstück der Harpune, welches aus dem Rohre herausragt, besteht aus zwei parallelen eisernen abgeflachten Stäben, zwischen denen sich ein freier Raum von der Form eines riesigen Nadelöfers befindet. In diesem befindet sich nun ein eiserner Ring, der hin- und hergeschoben werden kann und an welchem das etwa drei Zoll starke Tau angeknüpft ist. Am vorderen Ende des Mittelstückes befinden sich ferner vier durch Scharniere befestigte Widerhaken, welche vor dem Schusse der Harpune in ihrer Achsenrichtung eng anliegen, sich aber abspitzen, so wie die Harpune unter die Rippen des Wals eindringt. Noch weiter nach vorn befindet sich in dem dort runden Harpunenschaft eine Hohlkugel, in der eine mit Nitroglycerin gefüllte Glasröhre angebracht ist, welche beim Öffnen der Widerhaken zerbricht. Infolge dessen läuft der Sprengstoff aus und bringt die davor dicht an der Spitze angeschraubte Sprenggranate zum Explodieren. Ganz vorn läuft die Harpune in eine dreikantige scharfe Spitze aus. Von dem Tau liegt ein kleineres Stück, lose

aufgerollt, neben dem Geschäft auf der Plattform, während der größte Teil, viele Hundert Meter Seil, sorgfältigst auf großen eisernen Trommeln aufgerollt ist, um leicht abzulaufen, wenn das getroffene und von heftigem Schmerz gepeinigete Riesentier mit Schnellzugsgeschwindigkeit in die Tiefe rast und mit seinen ungeheuren Kräften den Dampfer auf der Oberfläche nach sich zieht.

Es ist begreiflich, daß die Explosion im Innern des Körpers fürchterliche Verletzungen und Zerreißungen hervorbringt und dem Tiere ein viel schnelleres Ende bereitet als bei der früher üblichen Jagdmethode, bei welcher oft Stunden vergingen, ehe dem abgematteten Tiere durch viele weitere Harpunierungen der Garaus gemacht werden konnte. Immerhin vergehen vom Abfeuern des Geschüßes bis zur Explosion meistens einige Minuten, welche das Sprengöl braucht, um bis zur Granate zu kommen und welche die aufwendigsten der ganzen Jagd sind. Schon die durch den Schuß bewirkte Wunde ist so groß, daß der dem Körper entquellende Blutstrom in Form eines langen roten Streifens auf der Wasseroberfläche den unterseeischen Weg des Wals angeigt. Nach der Explosion ist es bald mit seinem Leben vorbei; das Tier wird mit Seilen am Schiffe befestigt, und dann geht es fort zur Station, wo die Aufspeicherung und weitere Verarbeitung des Fisches beginnt.

Ein idyllischer Aufenthalt ist so eine Station keineswegs. Schon der Anblick der halb abgespeckten oder gänzlich skelettierten Tiere ist nichts für zarte Nerven. Dazu herrscht in der nächsten Umgebung des Stationshauses durch die Mischung des Geruches von Thran, verbranntem Fleisch und den modernden Resten ein ekelhafter Gestank, der geradezu brechenverregend wird, wenn man die Auskochräume der Anstalt betritt.

In früheren Zeiten betrachtete man nur die Warten des Wals sowie den Speck und den aus der Leber ausgekochten Thran als wertvoll und ließ den Rest des Leichnams ins offene Meer treiben. Heute schätzt man aber auch das Fleisch, aus welchem ein ausgezeichnetes Düngermehl gewonnen wird, und selbst die Knochen bringen Nutzen, indem man aus ihnen Gartenmöbel und vielerlei andere Gerätschaften macht.

Weit aufregender als die Jagd mit dem Dampfer und der übrigens erst im Jahre 1867 von G. Cordes in Bremerhaven erfundenen Harpunierkanone ist die Jagd in Booten, welche noch heute dort betrieben wird, wo der Mangel an nahen Festländern und Inseln die Anlage von Stationen unmöglich macht, also namentlich in den Meeren um den Südpol. Man verwendet zu diesem Zwecke eigene Walfischfänger, große Schiffe, welche für eine vielmonatliche Reise ausgerüstet sind, die sich manchmal auf 2 bis 3 Jahre ausdehnt.

Sowie vom Mast des hin- und herkreuzenden Schiffes die Meldung herunterkommt, daß in irgend einer Richtung die Wale blasen — man bezeichnet damit das fontainenartige Auswerfen des in den Rachen der Tiere eingedringenen Wassers durch die mitten oben auf dem Kopfe befindlichen Nasen- oder Spritzlöcher — bemächtigt sich eine ungeheure Aufregung der Mannschaft des Schiffes. Die Jagdboote, flache kiellose und breite Fahrzeuge von großer Manövrierfähigkeit, deren ein Walfischfänger mindestens 4 Stück zu besigen pflegt, werden ausgesetzt. Jedes Boot ist mit einem Harpunier, einem Steuermann und vier Rudern besetzt, welche in bewunderungswürdiger Weise darauf eingeebnet sind, auch ohne Befehl zusammenzuarbeiten und die richtigen Maßregeln von selbst zu ergreifen. In wenigen Augenblicken ist alles bereit und fort geht es in der Richtung, in welcher die Wale gesichtet wurden. Unter den Fanggeräten sind die Harpunen und das etwa 600 bis 800 Meter lange Seil die wichtigsten. Letzteres liegt in sorgfältigen spiralförmigen Touren aufgerollt auf Deck und ist an einer Harpune befestigt, welche der Harpunier aus möglichst geringer Entfernung, keinesfalls auf mehr als 4 bis 5 Meter, oft aber durch direktes Aufahren an den Wal in diesen hineinröhrt oder wirft. Nach dem Wurf treiben die Rudern sofort das Boot mit aller Macht rückwärts, denn jede Bewegung des Tieres, bei welcher es dem Boote zu nahe käme, würde das letztere zerschmettern und dessen Insassen der Tiefe überliefern. Der getroffene Wal taucht sofort unter und würde das Boot mit sich ziehen, wenn man ihn nicht so viel Leine nachlaufen lassen würde, als nötig ist. Geht die Leine des Bootes zu Ende, so muß schleunigst diejenige eines anderen Bootes angezogen werden; oft ist aber dazu keine Zeit mehr und man muß die Leine auslassen und die erhoffte Beute ist mit dem Fanggerät auf Nimmerwiedersicht verschwunden. Im günstigen Falle aber beginnt der Wal, der vielleicht 400—500 Meter ins Wasser hinabgetaucht ist, nach einer zwischen 10 und 30 Minuten variierenden Zeit Luftmangel zu verspüren. Er beginnt aufzusteigen, und da man aus der Richtung der Leine den Punkt, wo er an der Oberfläche erscheinen wird, annähernd bestimmen kann, eilt ein zweites Boot nach dieser Gegend, um den Wal im Augenblicke des Auftauchens, wo er schnell nacheinander einige Male atmet, aufs neue zu harpunieren. Da er aus Luftmangel nicht sofort wieder auf längere Zeit tauchen kann, beginnt er an der Oberfläche fortzuschleichen und nun hebt eine tolle Fahrt an, vorn der pfeilschnell davoneilende Wal und hinterdrein gezogen die Boote. Oft dauert diese rasende Fahrt stundenlang, bis der ermattete Wal endlich das Remen aufgibt und die Boote an sich herankommen läßt, deren Bemannung ihm entweder mit Langenstichen oder mit Sprengtugelschüssen aus besonders dazu konstruierten Gewehren das Ende bereitet.

Inzwischen ist auch das Schiff herangekommen; der Walfisch wird steuerbordsseitig am Schiff befestigt, und nun beginnt, da man keine

Verarbeitungsstationen hat, die Arbeit des Abspecdens; in langen über meterbreiten Streifen wird der Speck von dem Niesenkörper abgeschält und an Deck gewunden, zerkleinert und in riesige Kessel geworfen, wo sofort das Thranlochen beginnt. Als Feuerungsmaterial benutzte man früher meistens Holz, während man sich dazu jetzt ausschließlich der nach dem Ausbraten übrig bleibenden Speckreste bedient, in welchen noch Fett genug ist, um den ganzen Speck auszulochen. Vom Kopfe nimmt man noch die Barten oder bei anderen Walfischgattungen die Zähne, für das Fleisch aber hat man bei dieser Verarbeitung des Wales keine Verwendung und überläßt den übrigen Kadaver einfach dem Spiele der Wellen.

Der Wert eines erbeuteten Fisches richtet sich natürlich nach dessen Größe, die bei den verschiedenen Arten sehr ungleich ist. Von den großen Arten des Grönlandwales und Poffisches, welche früher ausschließlich Jagdobjekt waren, brachte das Exemplar dem Jäger oft einen Nutzen von 15 000—40 000 M., also jeder Walfisch ein Vermögen. Seitdem die Tiere aber durch den schonungslos gegen sie geführten Vernichtungskrieg immer seltener geworden sind, werden in den nördlichen Meeren zumeist die kleineren Finnwale gejagt, die je nach der Größe einen Erlös von 800—5000 Mark ergeben. Auch den noch kleineren Büdelwale wird bereits nachgestellt. Relativ häufig sind die größeren Wale noch in den Südpolarmeeren; aber auch hier, wo die Entdeckungen von Land durch die letzten Forschungsreisen nach langem Stillstand in ein neues Stadium getreten sind, dürfte die Ausrottung rasch vorwärts schreiten.

Der Wal gehört zu den Tieren, welche dem menschlichen Erwerbstrieb früher oder später unrettbar zum Opfer fallen. Ein günstiger Treffer, oder 80 000 Kilogramm Speck und 1600 Kilogramm Fischbein sind die Beute des glücklichen Jägers. Man sucht jetzt durch Strafbestimmungen die Tiere vor der gänzlichen Ausrottung zu schützen, indem man z. B. in Norwegen eine Schonzeit eingeführt und das Töten der Tiere innerhalb einer Zone von zwei Meilen von der Küste verboten hat. Wenn aber die auf die Uebertretung dieser Bestimmung gesetzte Strafe in Norwegen 3000 Kronen, in Rußland aber gar nur 25 Rubel beträgt, so verhandelt sich die Strafe in eine Geld kostende Lizenz, und der Gesetzeszweck ist verfehlt.

Gegen Ende des Mittelalters und zum Beginn der Neuzeit lag der Walfischfang fast ausschließlich in den Händen der seetüchtigen Normannen und Vasken; im 17. und 18. Jahrhundert bemächtigten sich Engländer und Holländer der Jagd.

Jetzt sind es hauptsächlich die Amerikaner, die dem Fang obliegen. Daß es sich dabei um große Werte handelt, geht aus einer Statistik von Scammon herbor, der den Wert der von 1835—1872 gefangenen Wale auf 272 Millionen Dollar, also weit über eine Milliarde Mark, berechnet. —

Roß Larfen.

Kleines Heuileken.

—8— **Gastfreundschaft.** Seit mehreren Stunden schleppte sich der Hausierer auf der Landstraße vorwärts. Um sich ein Stück des Weges abzukneiden, hatte er die Chaussee verlassen und mühte sich nun im Sande des Landweges mit seinem schwergepackten Kasten. Die paar Weidenstämme fingen mit ihren runden Nutenfronen nur wenige der Sonnenstrahlen auf, die ihm in das Gesicht stachen. Die Glut, die über den welligen Wiesen und dem braunen, ungepflügten Brachland brütete, schien das Gepäd noch schwerer zu machen. Ab und zu blieb der Hausierer stehen und lüftete seine Mütze oder hob den Kasten ein wenig, um den Rücken zu erleichtern. Dabei betrachtete er die Heustreifen und Kleehefen auf den gemähten Wiesen und die Frauen, die weit unten, am buschigen Bachrand, das Heu wendeten. Alles Tagelöhnerium in geflickten Röcken und bloßen Füßen, keine Bauernfrau. Da waren keine großen Geschäfte zu machen. Ueberhaupt jetzt, wo alles im Heu war. Und weit und breit kein Bauerndorf; nur baußällige Tagelöhnerlaken und Herrenhäuser, polnische Güter.

Da saß im Schatten eines Weidenstumpfes ein mißtrauisch und schüchtern blickender, schwächlicher Junge, der eine Herde Gänse überwachte. Die weißen und grauen Rücken der vielen jungen Tiere leuchteten aus dem Blumengelb der Wiese wie große Blütenbüschel. Nur mit Mühe erfuhr er von dem Gänsejungen, daß die Gänse einem Pächter gehörten, einem deutschen Bauerngutspächter.

Nun war er froh. Mit frischen Kräften eilte er weiter auf das Gut zu, dessen Gebäude jenseits der reisenden Getreideselder hinter Obstbäumen lagen. Ein Deutscher! Ein Landsmann! Mit dem würde er sich schon verständigen . . .

Wohlgemut ging der Hausierer über den von Wirtschafts- und Stallgebäuden eingefassten Hof auf das Wohnhaus zu. Da rief ihm jemand aus dem Pferdestall zu: „Wo soll denn das hin?“

Der laute, barsche Anruf ließ ihn zusammenschrecken. Mit einem Rud wendete er sich dem Auser zu. Es war ein breitschulteriger, hagerer Mann mit verwittertem Gesicht. Der Hausierer rief ihm zu: „Sie verzeihen, ich bin ein Landsmann; schon seit mehreren Tagen bin ich hier in der polnischen Gegend und freue mich sehr, einen Landsmann zu finden. Würden Sie mich gegen Bezahlung heute bewirten?“ Er hatte die Mütze von seiner Stirn genommen, auf der die Schweißtropfen standen. In Stößen sog er den Athem ein.

„Ach was!“ brauste der Pächter auf; „bewirten! . . . Ich will mit Euch Händlern und Städtern nicht zu thun haben. Euch Hude-

pad! Hier vollfressen und fausen und dann den dicken Wilhelm machen!“

„Aber ich will ja bezahlen. . . Geben Sie mir doch wenigstens ein Glas Milch oder ein Glas Wasser. Ich verdurste ja,“ bat der Hausierer.

„Zum Donnerstod! Ich laß die Hunde los!“ brüllte der Pächter; „immer runter, runter vom Hof! Runter!“ —

— **Ein Nachtlager im Schnee** bei dem Polarvolke der Inuitagen am Storodon schildert Jochelson in der „Mutter Erde“: Auf einem vom Schnee etwas gesäuberten Platze wird ein aus gefällten Lärchenstämmen geschichteter riesiger Scheiterhaufen entzündet, Stangen werden errichtet und schräge mit Fellen überpannt, Felle werden auch auf dem Schnee ausgebreitet. Die Flamme verwandelt rings allen Schnee in Dampf, der wie dichter Nebel das Lager umhüllt und sich an den Menschen als Reif festsetzt, so daß sie ganz weiß werden. Nach genossenem Thee legt man sich schlafen. Die meisten Eingeborenen ziehen sich ganz nackt aus und bedecken sich mit einem Felle, das in einem Sack für die Füße endigt. Sie legen sich mit dem Kopfe zum Scheiterhaufen. Bei den Schlafenden entblößt sich bald der eine, bald der andere Teil des nackten Körpers; aber unempfindlich schlafen sie ruhig weiter. Ich aber konnte nicht dieser Art nächtlicher Ruhe lange nicht anpassen.zog ich die Decke ganz über mich, bekam ich Atemnot; löstete ich sie nun etwas, um nicht zu erfriden, und war kaum wieder eingeschlummert, spürte ich, wie die Nase vor Frost zu schmerzen anfing. Hierdurch aufgeweckt, war es mir nicht möglich, die Augen zu öffnen, denn die Lider waren zusammengefroren und das Gesicht dicht mit Reif bedeckt. Aber schließlich gewöhnt man sich auch an die Kälte. —

Theater.

—7. Das Hamburger Ernst Druker-Ensemble begann am Sonnabend sein Gastspiel im Central-Theater, wo es schon im vorigen Jahre eine Reihe Vorstellungen gegeben hat. Schauspiele und Schauspieler werden nicht nach jedermanns Geschmack gewesen sein. Wer unbefriedigt und enttäuscht heimgegangen ist, möge aber bedenken, daß jede künstlerische Darstellung des Volkstums das beste Teil ihres Reizes einbüßen muß, wenn sie von Zeit und Umgebung losgelöst ist. Das trifft besonders auf die Lokal-eigenheiten Hamburgs zu, wo man sich länger und störriger vielleicht als irgendwo anders gegen fremde Beeinflussung abgeschlossen hat. Zu dem Hamburger Lokalstück gehört auch das Publikum des alten Varietés oder Altientheaters auf dem Spielbudenplatz der Vorstadt St. Pauli, gehören die Ewerführer alten Schlags und die vierströtigen Fischfrauen mit dem resoluten Mundwerk, die den Stridstrumpf in der nervigen Hand, Abend für Abend die Gallerie mit Beschlag belegten. Das war ein Paradies dort oben! Ungekrast konnte sich kein Unberufener in den Kreis der Gewählten hineinwagen, ja selbst der Mund des Parterre hatte seine Fährlichkeiten von wegen des Kantabaks, der etwas gewaltig am zuweisen als Segen von oben gesendet wurde. Das Publikum, das so mit zäher Eifersucht seine Ursprünglichkeit hütete, wußte aber auch seine Kunst zu würdigen. Bühne und Publikum standen sozusagen auf dem Duzfuß miteinander. Schön war es, wenn auf Hochdeutsch mit Hamburgischem Accent ein Nährstüd gemimt wurde, schöner aber noch, wenn ein plattdeutsches Stüd je nachdem ein lokales Ereignis feierte oder dem Spotte preisgab. Hamburg for ever natürlich, aber innerhalb dieses Rahmens kam es auf eine derbe Anspielung nicht an, und den Gipfel der Popularität hatte eine Lokalposse erreicht, wenn der Herr Polizeisenator eines Abends in eigener Person in der Loge erschienen war.

Jetzt mag sich auch auf St. Pauli manches geändert haben . . . Julius Stindes „Hamburger Leiden“, das am Sonnabend gegeben wurde, gehört den ersten siebziger Jahren an und geizt den Gründungschwandel der damaligen Zeit. Das Stüd erscheint jetzt sehr verbläht; ehehem war es Kassenmagnet, und Lotte Wende feierte in ihm als Tante Grünstein ihre besten Triumphe. Der zum Schluß aufgeführte Einakter „Wadders Ebenbild“ sprach als harmloses Idyll aus dem Bauernleben entschieden besser an. Die Darstellung war durchweg gut; hervorzuheben ist, daß im Gegensatz zum vorigen Jahre auch die rein hochdeutschen Rollen in der Lokalposse nicht auf Stelzfüßen, sondern natürlich gespielt wurden. Als besondere Zierden des Ensembles möchten wir Fräulein Brindmann und Herrn Viel hervorheben. —

Völkerrunde.

— „Fischturnier“ auf Samoa. In einer Arbeit, in der die Verhältnisse auf den Samoa-Inseln gekennzeichnet werden, widmet der durch seine eingehenden Forschungen auf den Inseln bekannte Verfasser Dr. Reineck im „Globus“ der Fischerei der Eingeborenen einen längeren Abschnitt. Die Methoden des Fischfangs, die von den Samoanern zur Anwendung gebracht werden, sind zahlreich; fast jeder Fisch wird auf eine besondere Art gefangen. Köder und Schlinge, Pfeile und Speere, Dynamit, Messer und dicke Stöcke, auch Körbe und Angeln werden dazu gebraucht. Am interessantesten ist jedoch der Netzfang, der eigentliche Fischzug. Die Samoaner sind außerordentlich geschickte Netzmacher, und es giebt bei ihnen besondere Fischerdörfer, in denen diese Art des Fanges besonders hoch entwickelt ist. Im einzelnen weichen die Methoden vielfach von einander ab; die einzelnen Orte haben ihre besondere Specialität und treten mit ein-

ander in sportlichen Wettbewerben. Die feuchten engmaschigen Netze werden ebenso wie die oft Hunderte von Metern langen Treibnetze aus der Bastfaser von Riesen hergestellt. Catcher, d. h. geschlossene Netze an Stielen sind bei ihnen so gut wie unbekannt, jedoch giebt es mehrere Quadratmeter große angepumpte Schleppnetze. Die außerordentlich langen und 1½—4 Meter breiten Treibnetze sind am unteren Rande mit Steinen beschwert und am oberen mit leichtem, schwimmendem Holze versehen. Eine Art des Fanges ist nun z. B. daß die Netze mit Manns zu geeigneter Zeit und an sichreichen Stellen ausgefahren und dann allmählich im Halbkreise zusammengezogen werden, sodas die Fische nach der Küste getrieben werden. Im richtigen Augenblick springen dann die Fischer und Fischerinnen aus den Kanus, die Enden des Netzes werden näher zusammengeführt, und mit Steinen und Stöcken werden die eingeschlossenen Fische betäubt und mit der Hand ergriffen. Die Samoaner setzen ihren Stolz darin, die größten Fänge zu machen, und so gehören „Fischermänner“ zu den beliebtesten, aber auch kostspieligsten Ereignissen auf Samoa. Meinede erzählt so das folgende Beispiel: Die Bewohner des Küstentriches bei Baitale rühmten sich seiner Zeit, die besten Fischer zu sein. Diesen Ruhm wollte ihnen die Artschast Talenla streitig machen und forderte sie zu einem Wettkampf zu den üblichen Bedingungen heraus. Der „Match“ kam zu stande. Mehrere Tage lang wurden Wettzüge in der Nacht von Baitale veranstaltet, und — die Ruhmredigen wurden geschlagen. Sie mußten den Helben von Talenla, die sie all die Tage hindurch hatten als Gäste bei sich aufnehmen müssen, auch den nicht unerheblichen Preis an Schweinen und Brotfrüchten zahlen, so daß sie einen erheblichen Teil ihres Wohlstandes verloren. Aber den Siegern erging es später nicht anders, auch sie prahlten mit ihrem Siege und erregten den Neid eines anderen Fischerdorfes, das ihnen dann die gleiche Niederlage beibrachte. —

Aus dem Tierleben.

— Ueber Ernte-Ameisen teilt Bryan der „Nature“ folgende Wahrnehmung mit: Im Frühling 1878 beobachtete er zum erstenmale einen offenbaren Mangel an Bestand bei Ameisen, die die kleinen Früchte der Platane in einem der Baumgänge Mentones einsammelten. Als er im Mai dieses Jahres die Riviera wieder besuchte, konnte er sehen, wie die Ameisen noch immer dasselbe ungeschickte Verfahren unter den Platanen nicht nur in Mentone, sondern auch in Hyères und Maffio befolgten. Man kann die Platanenfrüchte mit einem Sonnenschirm vergleichen, an dem die Stangen durch einen Schopf langer Haare vertreten sind. Diese Haare entspringen von dem unteren oder schmaleren Ende des Fruchtkorns, während das obere breitere Ende häufig von den Nesten des Griffls überragt wird, der den Handgriff des Schirmes bildet. Man sollte natürlich glauben, daß die Ameisen, wenn sie den Eingang des Nestes erreichen, die Früchte so hineinschieben, wie man einen Schirm in einen Ständer stellt, also so, daß die Haare aufwärts gerichtet sind. Dies würde verhältnismäßig leicht sein, da sich die Haare rund um die Frucht legen und kein Hindernis bieten würden. Aber anstatt dies zu thun, geben sich die Ameisen die Mühe, die Früchte umzudrehen, und versuchen dann, sie an den Schirmstiel hineinzuziehen, wobei die Stangen nach unten gerichtet sind und gegen die Ränder des Eingangsloches stoßen. Eine Menge Zeit und Kraft wird von den Ameisen damit verschwendet, daß sie an den Früchten zerren und sich an ihnen abarbeiten, um sie hineinzubringen, und sehr oft müssen zahlreiche Ameisen, die gleiche Lasten herangeschleppt haben, am Eingange warten, bis die Reihe an sie kommt. Der beträchtliche Haufen von Haaren außerhalb des Nestes beweist, daß die Ameisen, nachdem sie sich alle diese Mühe gemacht haben, die Haare entfernen. Niemand sah Bryan, daß die Ameisen eine Frucht mit den Haaren aufwärts in ihre Nester schleppten. Seine Beobachtungen zeigen dreierlei: erstens, daß die Ameisen nicht das geeignete Verfahren gelernt haben, um diese Früchte bequem in die Nester zu bringen; zweitens, daß dieser augenscheinliche Mangel an Intelligenz nicht auf die Ameisen an einem bestimmten Orte beschränkt ist, sondern allen an der Riviera beobachteten Ameisen, die Platanenfrüchte einschleppen, eigen ist; und drittens, daß die Ameisen ein einziges und kein anderes Verfahren für die Einbringung der Ernte kennen. — („Voss. Ztg.“)

Aus der Pflanzenwelt.

— Die Blätter der Lindenbäume werden, wie der „Praktische Begleiter“, Würzburg, schreibt, im trockenen, heißen Sommer oft von einer roten Milbenpille (Tetranychus telarius) befallen, die oberflächlich auf den Blättern lebt und Blattbüchse vernichtet. Die Blätter werden gelb oder kupferbraun und fallen vorzeitig ab. Auch bei Nößkastanien, Eichen, Obstbäumen, Rosen, dann bei Bohnen und Erbsen, Rübenpflanzen, Hopfen und selbst bei vielen Blumenpflanzen tritt die rote Spinne massenhaft auf. Die rote Milbenpille ist sehr klein (0,25 Millimeter), so daß sie mit dem bloßen Auge nicht wahrnehmbar ist. Auf der Unterseite der befallenen Blätter sieht man ein feines Gespinnst, ähnlich dem Spinnweben als charakteristisches Zeichen für das Vorhandensein dieses Schädlings. Daß durch das vorzeitige Abfallen der Blätter die Pflanzen Schaden leiden, ist sehr naheliegend. Viele Kulturen werden dadurch in Frage gestellt. Als Gegenmittel wird das Besprengen mit Petroleum-Emulsion, Abkochen von Brennkraut, Tabaksbrühe, Seifenwasser und dergl. empfohlen. Neuerdings hat man auch das Bestäuben mit gemahltem Schwefel erfolgreich angewendet. —

Humoristisches.

— Neue Bezeichnung. Wadediener: „Haben geläutet, bitte?“
 Ungar: „Jo, ich will so — so — Schloßmädchen für die Füße.“ —
 — Saubere Wirtschaft. „Hören Sie, Wirtn! Der Schweinskopf ist ja ganz voll Vorsten; der ist nicht ordentlich gereinigt worden.“
 „Das aber nit! 's könnt höchstens sein, daß die Köchin statt der Butter die Haarwuchspomad erwischt hat und daß 's scho wieder nach waschen!“ — („Lust. Bl.“)

Notizen.

— Das Deutsche Theater hat mit dem 30. Juni sein fünfstes Spieljahr unter der Direktion Brahm abgeschlossen. Es gingen in dieser Zeit zwölf neue Stücke in Scene, darunter fünf den Abend füllende. Von ihnen erreichten die höchste Zahl der Aufführungen Gerhart Hauptmanns Schauspiel „Fuhrmann Henschel“ und Edmond Rostands romantische Komödie „Cyrano von Bergerac“ in der Uebersetzung von Ludwig Fulda; ersteres erschien vom 5. November v. J. ab 76 mal, letztere vom 14. September ab 75 mal auf dem Spielplan. —

— Die Begründung eines „Künstler-Verbandes für Illustration und Plakate“ als eingetragene Genossenschaft m. b. H. ist in einer Versammlung in Berliner Architektenhalle Ende voriger Woche beschlossen worden. 60—70 Mitglieder, darunter R. Wegas, Edmann, G. Zehner, O. Leising, Liebermann, Mangel, Starbina, P. Schulte-Naumburg, sind bereits gemeldet. Die Genossenschaft will die Deutsche Plakatausstellung fortsetzen, um so eine Centrale für künstlerische Plakalentwürfe zu schaffen, Wanderausstellungen zc. zu veranstalten. Eine Kranken- und Unterstützungskasse wird mit der Genossenschaft verbunden werden. —

— Das Geburtshaus Menzels in Breslau wird mit einer Gedenktafel geschmückt. —

— „Sofie von Brabant“, ein historisch-romantisches Bühnenstück in sechs Vorgängen von Gabert von Frankenberg, Musik von Ferdinand Hummel, wird im November dieses Jahres am Hof-Theater in Darmstadt zum erstenmal in Scene geben. —

— Die Gemäldegalerie des Städtischen Instituts in Frankfurt a. M. wird durch die Verlagsanstalt Brudmann in billigen, aber klaren und gefälligen Pigmentdrucken weiteren Kreisen zugänglich gemacht. —

— Wie der „Bayerische Courier“ behauptet, soll Felix Mottl seiner Stellung als General-Musikdirektor in Karlsruhe überdrüssig sein und die Absicht haben, in Konstanz am Bodensee ein eigenes „Wagner-Theater“ zu bauen. Der letztere Plan sei bereits finanziell gesichert. —

— Das erste Jahr des Schlenker'schen Regimes im Wiener Burgtheater schloß, wie die Wochenchrift „Die Wage“ schreibt, mit einem Defizit von 141 000 fl. In den Vorjahren hatte das Defizit ca. 90 000 fl. betragen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Subvention des Burgtheaters 200 000 fl. ausmacht, so daß das eigentliche Defizit 340 000 fl. beträgt. —

— In Salzburg wurde in diesen Tagen, wie die „Freie Presse“ berichtet, Gerhart Hauptmanns „Fuhrmann Henschel“, wenige Schritte von Hauptmanns Vaterhause, in dessen unteren Räumen sich vor beinahe einem Menschenalter die Handlung des „Fuhrmann Henschel“ abspielte, zum erstenmal gegeben. Noch leben ziemlich viele, die Henschel, Wermelskirch, Hauffe, Fabig, Siebenhaar und wie alle die lebhaftigen Personen des Stückes sonst heißen mögen, persönlich gekannt haben. Das Stück erzielte denn auch an dieser Stelle lebhaften Beifall. —

— Der französische Akademiker Victor Cherbulez ist im Alter von 70 Jahren in Paris gestorben. Seit 1864 leitete er die „Revue des Deux Mondes“. —

— Die Pariser Frauenzeitung „La Fronde“ hat eine Auflage von etwa 40 000 Exemplaren täglich. —

— Das Wachstum der Fingernägel beträgt nach den Untersuchungen eines Amerikaners wöchentlich 0,79 Millimeter, d. h. etwas über 4 Centimeter im Laufe eines Jahres. Ein Mann im Alter von 70 Jahren hat also 2,88 Meter Horn an seinen Fingerspitzen hervorgebracht, und jeder Nagel hat sich während seiner Lebenszeit im ganzen 86 mal erneuert. —

t. Elektrische Druckerei. Eine ganze Anzahl englischer Zeitungen haben sich in letzter Zeit dazu verstanden, ihre Druckmaschinen mit Elektrizität zu betreiben. Das „Sporting Chronicle“ in Manchester hat nicht weniger als 5 Elektromotoren aufgestellt. Die Besitzer einer Zeitung in Belfast (Irland) haben ihrerseits einen Motor von geringer Geschwindigkeit zum Betriebe einer lithographischen Presse in Bestellung gegeben, und auch die „Daily News“ gedenken elektrisch zu drucken. —